

Zimbabwe: Eine Hogner Arztfamilie in Afrika.

Alle warten ab und hoffen

Der gelbe Webervogel baut sein Nest an einen wippenden Zweig im Busch; unermüdlich fliegt er nach Grashalmen, flicht daraus eine luftige Kugel. Es ist Frühling in Zimbabwe, die Maulbeeren sind reif, die Jacaranda-Bäume auf dem Hof der Missionsschule blühen in leuchtendem Lila-Blau. Und die Menschen kämpfen ums Überleben. Immer wieder klopft jemand an die Tür. Ob man keine Arbeit habe für ihn, irgendetwas – er sei bereit, alles zu tun für ein bisschen Geld. Die Frau erwarte das siebte oder achte Kind. Für die anderen muss das Schulgeld bezahlt werden. Ausser für den Ältesten, der sei nun selber unterwegs: Auf der Suche nach Arbeit, jeden Tag. – Alle brauchen Geld. Die Preise steigen von Woche zu Woche: Brot, Lampenöl, Hühnerfutter oder die Miete für einen winzigen Schlafraum in der nahen Ortschaft, alles wird teurer. Das Hausmädchen von der Mission geht an den freien Wochenenden kaum mehr die Eltern besuchen. Das Billet für den Bus kostet ihr viel zu viel.

Gerüchte gehen um: Das Speiseöl werde knapp. Auch der Zucker. Wer es sich leisten kann, legt Vorräte an. Der inoffizielle, aber breit tolerierte Handel mit dem amerikanischen Dollar blüht. Vor fünf Monaten, bei unserer Einreise, erhielten wir auf dem sogenannten Parallelmarkt 80 zimbabwische Dollars für einen US-Dollar. Heute ist es bereits das Drei- oder Vierfache. Einzig die Auswirkungen jener unglaublichen Tragödie in New York, brachten diese ungute und rasante Entwicklung ein wenig ins Schwanken. Während das zimbabwische Geld täglich an Wert verliert, kehrt der Tauschhandel zurück. Ein schwarzer Farmer erntet elf Tonnen Mais: Neun verkauft er, zwei behält er zurück. Damit wird er später die Arbeiter entschädigen, die beim Anpflanzen des neuen Maises helfen.

Alle warten ab, Schwarze und Weisse. Und alle hoffen, dass die Wahlen im nächsten Jahr eine Veränderung zum Besseren bringen werden. Denn so, sagen sie, könne es doch einfach nicht weitergehen. Der pensionierte schwarze Polizeibeamte etwa, ein besonnener und freundlicher Mann. Fast dreissig Jahre war er im Staatsdienst, doch davon, was er nun als Rente erhält, könne er gerade noch knapp die Medikamente gegen seinen zu hohen Blutdruck kaufen. Um sich und seine Familie zu erhalten arbeitet er als Architekt. Einstöckige Wohnhäuser und Geschäftslokale. Das nötige Wissen dafür hat er sich selbst angeeignet. «Ich war schon in der Schule sehr gut im Zeichnen», strahlt er und präsentiert mit Stolz einige Baupläne. «Not macht erfinderisch», schmunzelt er. Doch dann bricht es aus

ihm hervor: «Was ist los in diesem Land? Früher konnte einer wie ich einen ruhigen Lebensabend verbringen. Jetzt nicht mehr. Ich war immer für diese Regierung, doch heute stimme ich für die Opposition!»

Doch ob die Opposition eine Wende zu bringen vermag? Bei den Immenseer Missionaren, den langjährigen Beobachtern der politischen Situation in Zimbabwe, ist man skeptisch. «Wer immer auch dieses Erbe antritt übernimmt ein riesiges Schlamassel», sagt jemand und ein anderer hält das Geld, welches gegenwärtig in Wahlpropaganda investiert wird, für aus dem Fenster geworfen. «Es sollte Spitälern und Schulen zugute kommen. Da könnte viel mehr draus gemacht werden.» Doch letztlich gehe es eben nicht um das Land und das Volk, sondern um Macht. Und um Geld. Jetzt werde schön geredet, würden Versprechungen gemacht, damit Geld aus dem Ausland komme. Die Zeitungen berichten täglich von weiteren Ausschreitungen und Gewalt, bei Wahlvorbereitungen und besonders auch in den Farmgebieten. Man spricht jetzt nicht mehr von Farmbesetzungen, sondern von Übernahmen. «Was natürlich auf dasselbe herauskommt», mockiert sich einer der Priester. Ob sie selbst, als Weisse im Land, keine Angst haben? «Wir haben keine Angst, aber man fühlt sich auch nicht wohl.» Schade sei, dass die heutige Regierung Zeit und Möglichkeiten gehabt hätte für eine kontinuierliche und gute Entwicklung, auch in Sachen Landreform. Diese Chance sei vertan. Und während die Mächtigen nun um die besten und einträglichsten Positionen kämpfen, bewahrheitet sich einmal mehr das afrikanische Sprichwort: «Wenn Elefanten streiten leidet das Gras.»

Sorry, sage ich der Strassenverkäuferin, aber ich kann diese geflochtene Fussmatte nicht gebrauchen. Wirklich nicht. Selbst wenn der Preis gut ist, ich kann einfach nicht alle Fussmatten kaufen zwischen Gweru und Jerera. Auch nicht alle geschnitzten Elefanten, die vergeblich auf Touristen warten. Und leider habe ich keine Arbeit mehr zu vergeben. «Madam», sagt die schwächliche Frau, «ich bin so hungrig.» Ich glaube es ihr. Ich drücke ihr eine Zwanzigernote in die Hand. Eine hilflose Geste, doch die Frau lächelt dankbar: «Gott segne Sie, Madam.» – Wir haben keine Angst, aber man fühlt sich nicht richtig wohl.